Badische Landesbibliothek Karlsruhe

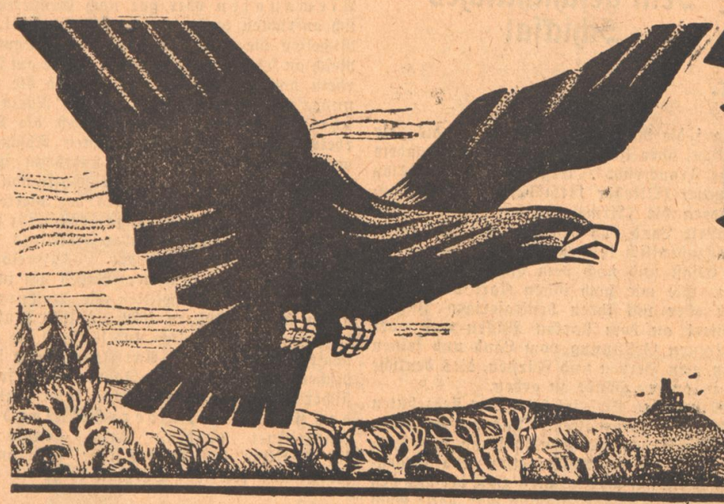
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

8 (25.2.1934)

Visual Library

"Beiblatt Rasse u. Volk"



Der Führer am Sonntag

Folge 8 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 25. Februar 1934

Auf vielen Wegen...

Wo steht der Mensch? – Viele Antworten für eine!

In bunter Folge haben sich zu der Frage „Wo steht der Mensch?" eine ganze Reihe Männer geäußert, deren Stellung im Leben, der Neigung, Talent und Beruf sie nach einer besonderen Richtung bis zu einer gewissen Vollendung hin ausgeprägt hat.

Wie verschiedene, ja vielfach gegensätzliche Antworten haben sich ergeben!

Der Naturwissenschaftler oder beispielsweise der Geschichtsforscher sprachen zum gleichen Thema über ganz andere Dinge als etwa der Pfarrer oder der Weltreisende oder der Astrologe.

In der Frage selbst liegt doch schon die Vorstellung verborgen, daß die Stellung des Menschen zum All oder zu anderen Lebenswesen sich ändern könne oder schon geändert habe.

Man kann die Frage wenigstens so verstehen. Außerdem aber ist es möglich, die Frage ganz losgelöst von jedem Entwicklungsgedanken so aufzufassen, daß sie eine Antwort darauf wolle, wo ganz allgemein dem Erdengeschöpf Mensch im Schöpfungsganzen ein Platz anzuweisen sei.

Letztere Auffassung wird vom Pfarrer, Astrologen, vom Dichter und vom Arzt angenommen.

Es dürfte schwer sein, von den abgegebenen Antworten auch nur eine abzuurteilen mit dem Vorwurf, sie sage nichts Wesentliches über den Menschen und seine Stellung im All.

Und es wäre ein Leichtes gewesen noch ein Dutzend solcher wesentlicher Antworten zu bekommen, jede wieder einer ganz neuen Seite dieses Fragezeichens „Mensch" zugewandt.

Hier sind wir an dem Punkte angelangt, wo festgestellt werden muß, ob es eine für alle Menschen gleich gültige Weltanschauung gibt oder ob zahlreiche Weltanschauungen dem Wesen und der Verschiedenheit der Menschen mehr entsprechen.

Die Frage auch, ob nicht bestimmte Völker und bestimmte Zeiten ihre nur ihnen zukommende Antwort geben können, ist nicht nebensächlich.

Gerade heute ist diese Frage wie kaum je im Vordergrund.

Die nationalsozialistische Bewegung ist damit groß und zu einem geistigen Weltereignis geworden, daß sie sich mit zahlreichen herrschenden Weltanschauungen auseinandersetzen und sie überwinden mußte.

Dies ist gelungen.

Der Liberalismus und Marxismus und ihre wissenschaftlich-philosophischen Grundlagen sind durch das schöpferische Leben selbst nach beispiellosem Kampfe niedergerungen.

Dies war die Voraussetzung für die Befreiung des Geistes und der Seele aus tödlicher Umklammerung, Verirrung und Vergiftung.

Wenn aber die im einzelnen sicherlich sehr treffenden Antworten auf unsere Frage: „Wo steht der Mensch?" eines als sicher ergeben haben, so ist es dies, daß es eine erschöpfende und vollkommene unanfechtbare Antwort auf diese Frage nicht gibt und geben kann.

Das Leben als solches wird uns Menschen ein ewig unergründliches Geheimnis bleiben.

Der Schleier vor dem Bild von Seis darf ungestraft von keiner frevlen Neugierhand gehoben werden.

Und doch finden die Menschen nicht Ruhe, zu forschen und zu fragen: Wozu? Besonders der faustische Abendländer muß seiner Art gemäß immer strebend sich bemühen, an des Lebens rätselhafte Quellen vorzustoßen.

Ist es nicht unnützes Kräftevergeuden, wenn unsere Hochschulen und einsame Forscher rastlos sich mühen, unser Wissen um Mensch und Welt zu erweitern und zu vertiefen?

Die Frage ist schon Antwort zugleich. Wir sollen und können nicht aufhören, auf die Natur, das Leben und die Erscheinungen aller Kräfte der Schöpfung zu horchen und ihre Sprache zu erlernen. Dazu sind wir mit scharfem Verstand und einer ahnungsvollen, reichen Seele begabt worden.

Wir finden Gott und das Göttliche auf allen Wegen, wenn wir uns nur die Mühe nehmen, es zu suchen.

Wahrheiten von mehrtausendjährigem Alter feiern oft ein beglückendes Wiederauferstehen nach langer Vergessenheit.

Führt das Chaos der Weltanschauungen in einer Zeit und besonders im Hinblick auf die Gemeinschaft eines Volkes zwangsläufig zu einem Krieg aller gegen alle, oder doch mindestens zu einem abgrundtiefen gegenseitigen Mißverstehen und kalter Fremdheit, so ist es Zeit, daß ein solches Volk sich auf selbst besinnt, um nicht unterzugehen.

Der Nationalsozialismus als eine geistige Revolution von unerhörter, bisher noch nie dagewesener Realität (Wirklichkeitskraft) ist ein schöpferischer Akt, eine sieghafte Macht der Werteordnung von weitester Großzügigkeit.

Nichts Lebendiges im Geiste wird von ihm vergewaltigt. Keine Weltanschauung und keine Konfession wird von ihm angegriffen oder gar beseitigt. Im Gegenteil, er bringt ihnen neue Bewegung als Gefolge seiner elementaren Eigenkraft.

Und wenn Alfred Rosenberg in seiner großen Rede sagt:

„Die wirkliche innere Achtung vor jeder tieferen religiösen Ueberzeugung ist nicht etwa Rückkehr zum Liberalismus, sondern weiter nichts als die neue Anerkennung einer altgermanischen Charakterhaltung, wonach um eines religiösen Bekenntnisses willen Menschen nicht in Zwietracht und blutige Kämpfe gestürzt werden dürfen."

So ist aber weniger wichtig, wo der Mensch steht, denn er ist vergänglich. Wichtig ist, ob unser Volk lebt, denn dieses Volk „Deutschland" ist unser aller Schicksal, unsre Ehre und unser ewiges Leben.

Diese eine Antwort gilt wenigstens unbedingt für uns Deutsche alle. Damit ist die Stellung und Aufgabe auch für den Einzelnen erhellt; wir können nur Mensch sein, wenn wir Deutsche sind.

Deutschland ist unser Wesen und unser Ziel; es ist deshalb auch unser ganzer Wert.

Ernst Herold.

Aus dem Inhalt:

Dr. Hermann Schwarzweber: Grenzland im Südwesten

Ludwig Finckh: Hugo Böschenstein

Rudolf von Eichtal: Wie Hauptmann Roßperg den Kommunisten bekehrte

Rudolf G. Binding: Mensch und Tier

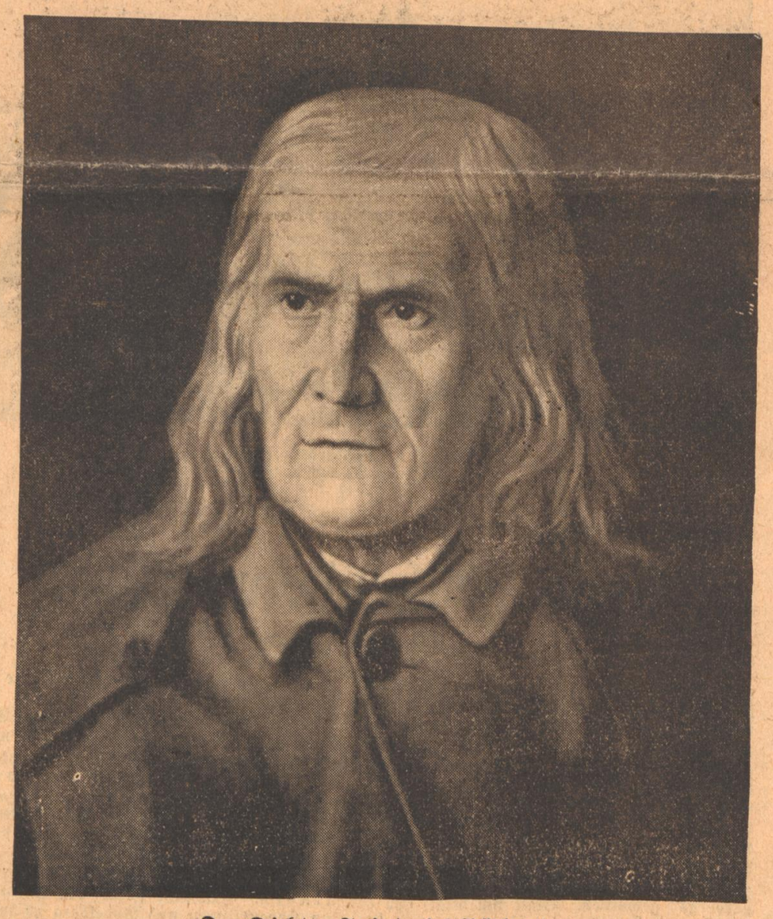
Max Dufner-Greif: Ein neues Verhältnis zu den Dichtern der Nation

Dr. Gustav Mangold: Wallensteins Glück und Ende

Anselm M. Schmitt: Vergessene Wasserschlösser im Kraichgau

Hans-Joachim von Schumann: Wie sieht die neue Schule aus?

Friedrich Roth: Der Dom zu Speyer



Der Dichter Friedrich Rückert

Erziehung und Bildung

Daß euer Selbst in eueren Handlungen sei, wie die Mutter im Kinde, das sei mir euer Wort von der Tugend!
Friedrich Nietzsche

*

Die Erziehung eines Volkes zur Bildung ist wesentlich Gewöhnung an gute Vorbilder und Bildung edler Bedürfnisse.
Friedrich Nietzsche

*

Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter.
Wolfgang v. Goethe

*

Wenn wir die Menschen nur nehmen wie sie sind, so machen wir sie schlechter. Wenn wir sie behandeln als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.
Wolfgang v. Goethe

*

Das Kriterium der Wahrheit liegt in der Steigerung des Machtgefühls.
Friedrich Nietzsche

*

Saen ist nicht so beschwerlich als ernten.
Wolfgang v. Goethe

Grenzland im Südwesten / Sein geschichtliches Schicksal

Von Dr. Hermann Schwarzweber, Freiburg i. Br.

An keiner Stelle unseres so reichen Heimatlandes erscheint Geschichte und Natur, Mensch und Boden, Vergangenheit und Gegenwart inniger mit einander verknüpft als dort, wo der Rhein den Breisgau im Westen abgrenzt und alemannisches Land in das heutige Elsaß und Baden scheidet. Wer schon je auf dem Münsterberg Breisachs gestanden hat an einem jener klaren Tage, die uns wie ein großes Geschenk erscheinen, da der Rhein in seiner ganzen Größe und Macht durch ein Land fließt, das wie ein Paradiesgarten grünt und leuchtet, dem ist der Anblick unvergeßlich. Vom Süden, wo der Schwarzwald mit seinem Höhenzug des Belchen—Blauen—Isteiner Klotz gegen Westen vorspringt, so daß unser Grenzstrom geradewegs aus ihm zu kommen scheint, bis nach Norden, wo die Burgen von der Sponeck und der Limburg ihn weithin begleiten, ist ein Land so voll historischer Denkmäler und noch weit mehr der historischen Erinnerungen, daß man in unserm großen deutschen Vaterlande nicht leicht wieder eine solch geschichtsgesättigte Landschaft finden mag, wie hier mitten im deutschen Alemannenlande des Südwestens. Wohin man ergriffen schaut, drüben zu den Burgen auf den Vorbergen der Vogesen, oder hier auf die alten alemannischen Bauerndörfer der Rheinebene rechts wie links des Stromes, der heute wieder die Grenze bildet, wie so manches Mal im Auf und Ab der Geschichte, oder hier auf unsern Kaiserstuhl und Tuniberg, oder dort auf das ferne Freiburg im innersten Winkel der Breisgaubucht, überall tönt uns die Sprache der Vergangenheit entgegen, die von den ersten Spuren menschlicher Siedlung in grauer Vorzeit bis zur Gegenwart reicht, da auf dem jenseitigen Ufer des Rheines Betonunterstände und Maschinengewehrnester gebaut werden, die finster herüberdräuen.

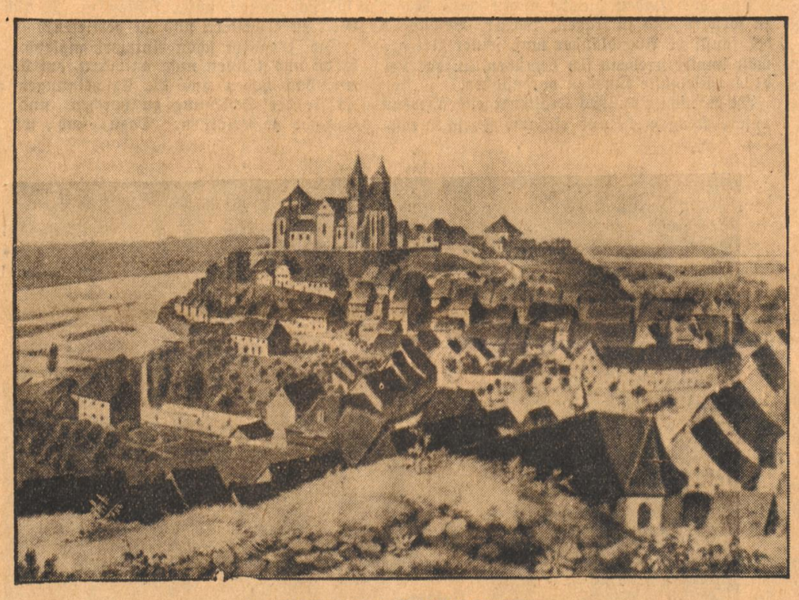
Oft schien es in der Geschichte, als ob diesem gesegneten Lande beschieden sei, den Mittelpunkt einer großen und gewaltigen Machtbildung zu werden, als ob von hier aus jener große Einheitsstaat Deutschlands erwachse, den alle guten Deutschen zu allen Zeiten erhofft und ersehnt hatten. Wir halten den Atem an und schauen gespannt, welch weitspannende Pläne die Zähringer in kühnem Ideenschwunge wälzen, als sie von Kenzingen, an der Nordgrenze unseres Breisgaus, über Villingen, der beherrschenden Schlüsselstellung im Rücken des Schwarzwaldes, bis hinein nach der Schweiz greifen und mit der Gründung von Bern und Freiburg im Uechtland ihre Raumpolitik ins Welthistorische dehnen, aber Heinrichs III. Witwe die Kaiserin Agnes zog in der Besetzung des Herzogtums Schwaben ein anderes Geschlecht vor und mit dem Jahre 1218 stirbt das Herzogsgeschlecht der Zähringer aus.

Und noch einmal erscheint diese oberrheinische Landschaft im Mittelpunkt des Weltgeschehens, als die Habsburger, die im Oberelsaß ebenso beheimatet sind wie in der Nordschweiz, wo über der Aar ihre Stammburg steht, daran gehen, sich mit Zähigkeit und Folgerichtigkeit am Oberrhein ein Territorium zu schaffen, das die Grundlage und der Kern zu einem großen Reich hätte werden können. Ob die Ueberlieferung, daß der erste Kaiser aus habsburgischem Hause Rudolf I. auf der Limburg am Rhein geboren ist, sich als wahr erweist oder nicht, immerhin ist schon die Tatsache dieser Ueberlieferung bezeichnend für die Bedeutung unserer Landschaft, die gerade im folgenden Jahrhundert fast geschlossen in den Besitz der Habsburger kommt. Jedenfalls verdankt ihm Breisach im Jahre 1275 die Verleihung der Rechte als Reichsstadt. Mit dem Jahre 1368 war auch Freiburg nach Neuenburg und Villingen unter ihre Herrschaft gekommen, 1398 noch Badenweiler. So schien es, als ob in diesen in ihrer Lage zu den drei Gebirgen des Schwarzwaldes, des Jura und der Vogesen mitsamt ihrem Hinterlande auf ihrer Rückseite so wichtigen Oberrheinlanden der Kern zu einer Staatenbildung in größtem Ausmaße sich finde. Aber da zerbrachen alle hochfliegenden Pläne an der unbeugsamen Kraft der Eidgenossen. Bei Sempach 1386 und zwei Jahre später bei Näfels sank die Blüte der oberrheinischen Ritterschaft unter den Schlägen der schweizerischen Bauern, und auch der schwäbische Krieg Maximilians gegen die Schweizer ein Jahrhundert später konnte nichts mehr daran ändern. Der Friede von Basel vom Jahre 1499 zog eine neue Grenze am Hochrhein entlang, der durch die Gebiete von Schaffhausen und Basel noch beträchtlich zuungunsten unseres vorderösterreichischen Gebietes überschritten wurde. Aber das war nur das Ergebnis der großen Niederlage von 1386 und 1388 und seit damals hatten die Habsburger auf ihren großen Plan eines zusammenhängenden Reiches aus den Stammlanden am Oberrhein verzichten müssen und hatten sich nach dem Osten gewandt. Unsere Oberrheinlande werden jetzt die „Vorlande" oder „Vorderösterreich", die in Ensisheim im Elsaß den Sitz ihres „Regiments" haben und von Innsbruck aus regiert werden. Sie werden ein Nebenland mit all den Nachteilen eines solchen. Die linke Flanke ist nun entstanden, die wohl geschützt werden soll durch die „vier Waldstätte" Laufenburg, Rheinfelden, Säckingen und Waldshut, aber doch immer recht empfindlich bleibt. Wir sind gegen den Süden hin Grenzland geworden.

Auch im Elsaß ist die habsburgische Politik gescheitert. Wohl konnte sie da und dort eine Herrschaft erwerben oder ein Recht erlangen, wohl war das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch Ensisheim der Sitz einer straffen Regierung des Elsaß, Sundgaus, Schwarzwaldes und Breisgaues, aber die südlichste Stadt widerstand den Versuchen, sie unter habsburgische Herrschaft zu bringen, und mit Schweizer Hilfe blieb 1467 Mülhausen frei. Ja, die Stadt trat 1515 dem Schweizer Bunde bei, was sie — bezeichnend genug — bis 1798 vor der französischen Herrschaft bewahrte. 150 Jahre lang noch nach dem westfälischen Frieden! Aber die gefährliche Lage am Rande des Territoriums war doch durch die Verpfändung des Elsaß, Sundgaues und Breisachs an Karl den Kühnen von Burgund für die Jahre 1469—75 um so schrecklicher klar geworden, als der Landvogt und Statthalter Peter von Hagenbach das Volk erbarmungslos gequält hatte, bis ihn das Uebermaß seiner Schandtaten hinwegfegte. Schon ein Vierteljahrhundert zuvor war für das Elsaß eine ebenso schwere Plage entstanden durch die Bitte Kaiser Friedrich III. an König Karl VII. von Frankreich, ihm zur Bekämpfung der Schweizer von seinen Kriegsvölkern zur Verfügung zu stellen. Darauf war der Dauphin mit 40 000 Armagnacs gekommen, die noch von ihren Greueltaten als zuchtlose raubende und plündernde Söldnerscharen vor fünf Jahren in trauriger Erinnerung waren. Nun war gar der französische Kronprinz mit ihnen angeblich zur Hilfe gegen die Schweizer gekommen, hatte aber gleichzeitig stark auf die Rheingrenze angespielt, als „die natürliche, aber leider seit Jahren entfremdete Grenze Frankreichs". Erst der vom Reichstag zu Speyer (Oktober 1444) beschlossene Reichstag gegen die „Armen Gecken" befreite das verwüstete Land von den Welschen, die damit nur allzudeutlich ihre Gelüste nach dem deutschen Elsaß und nach dem Rheine kundgetan hatten. Sie wie nach ihnen Karl der Kühne waren aber mit ihren beutegierigen Plänen gescheitert an dem starken Willen und der reichstreuen Gesinnung vom Land und seinen Leuten, von Herren und Fürsten, dies deutsche Land in andere Hände zu geben.

Dies traurige Schicksal blieb dem siebzehnten Jahrhundert vorbehalten. Das vorige Jahrhundert mit der Glaubensspaltung der Konfessionen durch die Reformation und Gegenreformation, mit dem sozialen Haß, der aus den Bauernkriegen emporgeflammt war, hatte wohl die Voraussetzungen geschaffen zum Zerfall der Reichsidee, zum Mißtrauen aller gegen alle, zum Schwinden der Gefolgschaftstreue gegen das Oberhaupt als den gegebenen Führer, und so war die Zeit für Frankreich gekommen, aus der Selbstzerfleischung Deutschlands im dreißigjährigen Krieg seine längst erwarteten Früchte zu ziehen. Hatte König Heinrich II. von Frankreich für seine Unterstützung der protestantischen Fürsten im Kampfe gegen Karl V. den Besitz der deutschen Bistümer in Lothringen, Metz, Toul und Verdun 1552 erlangt, so konnte jetzt Frankreichs allmächtiger Minister Richelieu daran denken, den Rhein zur Grenze Frankreichs zu machen. Die hochfliegenden Pläne Herzog Bernhards von Weimar, der aus den altösterreichischen Besitzungen im Elsaß und Breisgau ein protestantisches Reichsfürstentum Alemannien oder gar noch Größeres für sich aufrichten wollte, gaben Ludwig XIII. und Richelieu die rechte Handhabe, dem Deutschen Reich an seiner empfindlichsten Stelle am Oberrhein nach Kräften zu schaden, und die Hoffnung, zu gegebener Zeit sich am Rhein festsetzen zu können. Während noch die Oberrheinlande in den beiden ersten Abschnitten vom Dreißigjährigen Krieg nichts zu spüren bekamen, wurde der dritte Abschnitt von 1630 bis 1635 und ganz besonders der vierte von 1635 bis 1648 um so verhängnisvoller für unser Land. Der Geschichtsschreiber Freiburgs, P. P. Albert, urteilt über das Los Freiburgs: „Keine Stadt auf deutschem Boden hat in dem großen Krieg soviel gelitten wie Freiburg, das allein in den Jahren 1632 bis 1648 fünf Belagerungen ausgehalten und fünfmal die Herrschaft gewechselt hat." Acht Jahre unter schwedischer Herrschaft, zwei Jahre unter französischer zusammen, durch nichts kann deutlicher das Elend der Oberrheinlande gekennzeichnet werden. Dazu gesellte sich im Spätling des Jahres eine Pestkrankheit, welche aus den 1500 Bürgern keine 500 übrig ließ, von Frauen und Kindern, Knechten und Mägden nicht zu reden. Die Geistlichkeit und die Universität verloren allein fünfundzwanzig der Ihrigen." Mit dem Jahre 1636 erschien nun auch Herzog Bernhard von Weimar mit einem französisch-schwedischen Heere am Oberrhein, der bald in seinem Besitz sein sollte. Vom Frühling des Jahres 1638 an sind die Oberrheinlande von Rheinfelden bis Straßburg unter dem Sturm der Kriegswirren, kein Ort, der Zuflucht gewähren kann, keine Stadt, die verschont bleibt. Am 11. April wird Freiburg zum zweiten Male besetzt und muß der schwedischen Königin Christine huldigen, am Ende des Jahres muß sich Breisach ergeben, einst „Schlüssel des Deutschen Reiches und des Heiligen Römischen Reiches Ruhekissen" genannt, dessen Bedeutung Herzog Bernhard wohl erkannt hatte. Mit seiner Eroberung war das ganze Land vom Kinzigtal bis zu den Vogesen, von Straßburg bis Basel in Mitleidenschaft gezogen worden. Besatzung wie Bürgerschaft hatten Uebermenschliches ausgestanden, bis jener traurige Rest von 400 abgezehrten Mann an dem stolzen Sieger vorbei aus der Festung mehr wanken als marschieren durften. Eine menschliche Tragödie des Grenzlandes. Denn Grenzland waren jetzt diese Lande geworden, und Frankreich hatte seine jahrhundertelang verfolgten Ziele erreicht. Der Tod des siegreichen Herzogs Bernhard, der ihm schon recht unbequem zu werden anfing, um die Jahresmitte des folgenden Jahres zu Neuenburg am Rhein kam ihm sehr gelegen. Nun konnte es mit Geld und List seine Erbschaft antreten. Während der Leichnam des deutschen Fürsten und Heerführers, der so Frankreichs Geschäfte besorgt hatte, in der Rosenkranzkapelle des Breisacher Münsters beigesetzt wurde, wo er bis zu seiner Verbringung nach Weimar verblieb, setzte sich Frankreich in den Besitz seiner Eroberungen. Nur Freiburg war es vergönnt, durch den großen Sieg des bayerisch-kaiserlichen Feldherrn Franz Frhr. v. Mercy in der zweitägigen Schlacht am Schönberg und Lorettoberg (3. u. 5. Aug.) sich von den Franzosen zu befreien. Noch einmal versuchten im Jahre 1648 weimarische Truppen die Stadt durch Belagerung — der fünften — zu erobern, aber vergeblich. Freiburg blieb frei. Um so schlimmer war das Los Breisachs, das durch den Westfälischen Frieden 1648 mit einem Brückenkopf von Achkarren—Hochstetten—Niederrimsingen—Hartheim in den Besitz Frankreichs überging. Das Elsaß sollte alle österreichischen Besitzungen, die Landgrafschaft Oberelsaß, die Grafschaft Pfirt sowie die Landvogtei in den zehn Reichsstädten mit ihren 42 Dörfern an Frankreich abtreten. Was nützte es, daß Straßburg und die andern Reichsstädte, sowie alle übrigen geistlichen und weltlichen Stände des Elsaß in Freiheit und Unmittelbarkeit beim Reich bleiben sollten? Die schöne grüne Westmark zwischen Rhein und Vogesen war verloren, durch List und Tücke, mit Gewalt und Versprechungen sucht das stark gewordene Frankreich alles an sich zu ziehen oder zu reißen, während drüben jenseits des Rheins das aus tausend Wunden blutende, geschwächte, verwüstete und uneinige Deutschland zusehen muß.

> Volkes Wesen,
> Volkes Geist,
> Volkes Würde
> Allermeist
> Man nach jenem
> Volksteil mißt,
> Der des Volkes
> Grenzwacht ist
>
> Müller-Rüdersdorf



Breisach vom Eckardsberg aus
(Tuschzeichnung von Nilson.)

Alemannische Köpfe:

Hugo Böschenstein / Ein deutscher Holzschneider

Von Ludwig Finckh

Wenn man heute die Wertung des Kernhaften, Urkräftigen und Gesunden auch in der Kunst durchführt, so muß an erster Stelle der Holzschnitt, und im Holzschnitt ein junger deutscher Meister genannt werden, der aus der Schweiz stammt — von Stein am Rhein — und mitten in unseren Reihen steht: Hugo Böschenstein. — Schüler von Ernst Württenberger in Karlsruhe hat er sich früh in Wangen am Untersee niedergelassen und ist „der Holzschneider des Untersees und Schienerbergs" geworden. Blatt um Blatt gab er in Mappen heraus, vom Untersee, von der Halbinsel Höri, Dörfer und Städte zusammengefaßt: Stein am Rhein, Gaienhofen, Schaffhausen, Wangen, Konstanz — immer aus ursprünglicher Starre und Hölzernheit fortschreitend und den Stoff meisternd. Heute liegt ein Werk vor, das seine Arbeit krönt, echte, volkhafte Heimatkunst im besten Verstande: Blicke vom Schienerberg. Damit hat sich Böschenstein über den engen Bezirk des Bodensees hinausgehoben in die deutsche unvergängliche Welt.

Ein Blatt: Blick in den Hegau. Da sind sie alle die Hegauberge, so wie sie unterm Herrentisch stehen, das aufgestellte Kegelspiel um den Hohenstoffeln als König, zwischen den strotzenden Feldern, Wiesen, Dörfern mit den goldgerandeten Ballenwolken: ein Sommertag.

Und jenseits vom Berg, am Wolkenstein, der Rhein. Da strömt er durch die Auen, um Hemishofen, Bibermühle, der Rodelberg erhebt sich zu erstaunlicher Höhe, und Herbst ist es, die Blätter fielen ab — Weite Ruhe, Frieden Gottes.

Herbst aber brennt über der Stadt Stein am Rhein, die krumm und gebogen wie ihr Strom selber sich an den Berghang lehnt, rebenbedeckt — die Brücke reicht über den Rhein, und drüben weitet sich das Thurgauer Land, ein bärtiger Winzer steigt mit dem Butten den Weinberg hinauf, Trauben zu holen, die eine Frau in den Korb geschnitten hat.

Vor Stein aber ruht bedächtig Kloster Oehningen. Frühjahr ist es, der Kuckuck ruft, um Hohenklingen und Rodelberg zu wandern — wie kann man auf einem Holzschnitt den Kuckuckruf hören? Und Frühsommer wird es sein, eine Heuerin steht und blickt auf den See hinunter, der um Wangen blaut — der Holzschnitt ist nur schwarzweiß, aber der See muß blau sein, man spürt es, die Sonne brennt, die Frau trägt ihr Kopftuch vorm Sonnenbrand. Und der Seerücken drüben grünt vor Matten und Wäldern.

Und wieder Hochsommer. Ein Bauer hält mit dem Ochsengespann auf dem Acker, eggend, der Forchenwald ragt licht, der See glänzt herauf über Reichenau, Ermatingen, Konstanz. Das Bauernbild vom Bodensee.

Es ist das Meisterstück Böschensteins. Nun ist es Leben, Fluß, Bewegung, Luft, Licht und die große Ruhe der Reife.

Es sind sechs Blätter vom Schienerberg, vom rätselvollsten Berg an der Reichsgrenze, der Deutschland und der Schweiz gehört — jedes wert, an der Wand des deutschen Hauses zu hängen.

Wie sieht die neue Schule aus?

Ein Gespräch mit
Hans-Joachim von Schumann,
Referent im „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht".

(Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Auch die deutsche Schule ist vom nationalsozialistischen Aufbau des kulturellen Lebens erfaßt worden und hat ein völlig neues Gesicht erhalten. Zahlreiche Erlasse sind der Oeffentlichkeit bekannt, jedoch ergeben sie erst im Zusammenhang ein völliges Bild des Neubaus.

Auf neuen Wegen ...

Die grundsätzliche Wesensverschiedenheit, die die Schule des nationalsozialistischen Staates von vergangenen Schulsystemen unterscheidet, läßt sich in folgenden drei Punkten zusammenfassen:

1. Die Schule des vergangenen Zeitalters wollte den Unterricht entpolitisieren, da ihr Politik — Parteipolitik bedeutete. Im nationalsozialistischen Staate, in dem es keine Parteien mehr gibt, ist Politik — Nationalpolitik: er erstrebt die Durchsetzung des gesamten Unterrichtes mit dieser völkischen Weltanschauung.

2. Den rein intellektuellen Bildungszielen der früheren Schulsysteme stellt die neue Schule die charakterliche Erziehung an die Seite. Nicht mehr soll nur der Geist gebildet werden, sondern im gleichen Maße sollen die Gemütswerte geweckt und der Wille gestählt werden.

3. Im nationalsozialistischen Staat ist die Schule vom Autoritätsprinzip beherrscht. Die Verwaltung der einzelnen Schulen war kollegial, d. h., in den Lehrerkonferenzen wurde mit parlamentarischer Abstimmung entschieden. Heute ist die gesamte Schule nach straffen Prinzipien geordnet. Der Rektor bezw. Direktor erhält seine bestimmten Anweisungen für die Gestaltung des Bildungsstoffes, er ist für die Durchführung allein verantwortlich, und die Lehrer sind an seine Anweisungen gebunden.

Die völlige innere Neugestaltung hat auch einschneidende Maßnahmen in dem äußeren Schulbetrieb zur Folge gehabt. Die hier folgende Uebersicht soll ohne Anspruch auf Vollständigkeit in großen Linien zeigen, wie das neue Erziehungsziel sich auf den Bildungsgang aller deutschen Schulen auswirken wird.

Religiöser Unterricht.

Die religionslosen Schulen werden in Deutschland aufgelöst. Es gibt nur Simultanschulen, in die die Kinder verschiedener Konfessionen gemeinsam gehen, und konfessionelle Schulen. Religionsunterricht wird erteilt für Kinder evangelischer, katholischer und jüdischer Eltern. Kinder konfessionsloser Eltern haben an dem Unterricht jener Konfession teilzunehmen, der ihre Eltern früher angehört haben. Dispens vom Religionsunterricht wird nicht mehr erteilt.

Koedukation.

Mit den neuen Erziehungsprinzipien ist die Koedukation nicht vereinbar; von den Ländern, in denen sie zugelassen war, ist sie in Sachsen bereits wieder aufgehoben.

Auch die sexuelle Belehrung geht von völlig neuen Gesichtspunkten aus. Früher glaubte man, daß eine intellektuelle „Aufklärung" ausreichend sei, heute sucht man gleichzeitig sittliche und religiöse Kräfte zu wecken. Grundsätzlich ist die Aufklärung Sache der Eltern; nur wenn diese dazu nicht in der Lage sind, sollen Lehrer, Seelsorger und Arzt damit betraut werden.

Disziplin.

Nicht nur im Turnunterricht, sondern in der gesamten Schulzeit sollen die Jungen und Mädchen an straffe Haltung gewöhnt werden. Deshalb ist auch den Lehrern die volle Verantwortung für die Zuchtmittel, die sie wählen, wieder in die Hand gegeben, so daß sie nicht mehr erst die Erlaubnis einer vorgesetzten Behörde einholen müssen, wenn sie einem Schüler eine Ohrfeige geben wollen. Trotzdem soll von drakonischen Maßnahmen nur in allerseltensten Fällen Gebrauch gemacht werden.

Hitlerjugend.

Elternhaus, Schule und Hitlerjugend sollen als gleich wichtige Erziehungsfaktoren nebeneinander stehen: den Eltern fällt vor allem die Familienerziehung zu, der Schule insbesondere die geistige und charakterliche Bildung, während die Hitlerjugend in erster Linie körperliche Ertüchtigung und Weckung des Kameradschaftssinnes und Gemeinschaftsgeistes erstrebt. Die Erziehung in der Hitlerjugend erreicht eine notwendige Ergänzung des Schulunterrichtes, denn die nationalsozialistische Bewegung kann nur selbst das Kind zum Nationalsozialisten erziehen.

Geschichtsunterricht.

Besonders auffallend ist die Neugestaltung der deutschen Schule im Geschichtsunterricht. Zu seinen wesentlichsten Grundsätzen gehören jetzt: die heldische Anschauung, sowie die Auffassung, daß nicht — wie man früher lehrte — die „Fackel des Geistes" von Volk zu Volk geht, sondern daß die Gestaltung der Geschichte immer durch die Rassen erfolgt.

Die Gegenwart und die letzten zehn Jahre sind nicht mehr nur nebensächlicher Stoff, sondern müssen stets lebendig sein. — Bei der Behandlung der Geschichte der Römer und Griechen wird beispielsweise gezeigt werden, daß diese Nationen untergingen, weil sie nicht die Einmischung volksfremden Blutes abwehrten. — Die germanische Vorgeschichte nimmt einen breiten Raum ein, insbesondere der Nachweis der hochstehenden germanischen Kultur zur Bronzezeit.

Rassenkunde.

Rassenkunde ist kein eigenes Unterrichtsfach, doch zahlreiche Stoffe werden von den sich aus ihr ergebenden neuen Gesichtspunkten beherrscht. Ebenso stark wie beim Geschichtsunterricht ist die Bedeutung dieses Gebietes in der Biologie. Hier beschränkt man sich jedoch nicht darauf, nur von Erbauswahl und Rassenaufzucht zu reden, sondern man zeigt, wie im Blute selbst die Qualifikationen der seelischen und geistigen Entwicklung ruhen.

Auch der erdkundliche Unterricht bietet häufig Gelegenheit zu biologischen Betrachtungen: man wird die inneren Bedingtheiten, die zwischen Boden, Blut und Volk, zwischen geographischer Lage und politischer oder wirtschaftlicher Aufgabe bestehen, aufzeigen. — Ebenso wird im Deutschunterricht von den rassekundlichen Erkenntnissen zu reden sein.

Kulturkunde.

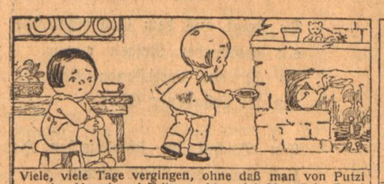
An der Methode des Sprachunterrichtes ist Wesentliches nicht geändert worden, Fortschritte, die hier gemacht wurden, werden anerkannt. Neu aber ist die Zielsetzung. Sprachunterricht soll heute nicht mehr nur ein Auswendiglernen von Vokabeln und grammatikalischen Verschen sein, sondern ein Mittel, das Wesen anderer Völker kennenzulernen, um hieraus die Kenntnis des eigenen Wesens zu vertiefen, und die Verschiedenartigkeit der Nationen kennen und achten zu lernen. — Diese Aufgabe des Sprachunterrichtes findet ihre Ergänzung im kulturkundlichen Unterricht, der ausgebaut wird, so daß der Schüler, wenn er später einmal mit Vertretern anderer Völker zusammenkommt, die Eigenheiten der anderen Nationalitäten kennt.

Lebendige Volksgemeinschaft.

Die Schule des nationalsozialistischen Deutschland ist politisch, denn sie will, daß das Leben der Volksgemeinschaft sich in der Schulgemeinschaft widerspiegele. Der Unterricht selbst bietet immer wieder Gelegenheit zur Berührung und Durcharbeitung aktueller Fragen. Daneben werden die Schüler noch in besonders wichtigen politischen Gebieten in der Schule durchgebildet, wie Kriegsschuldfrage und Auslandsdeutschtum. —

Noch ist die Neugestaltung der Schule im Fluß: Schüler wie Lehrer stehen gleich freudig vor der großen Aufgabe, den Prinzipien des neuen Deutschland auch im Unterricht jene Form zu geben, die die Schule zur wirklichen Erziehungsstätte jedes Volksgenossen im nationalsozialistischen Deutschland macht.

Putzi geht auf die Walze



Viele, viele Tage vergingen, ohne daß man von Putzi sprach. Hanni und Fritz machten sich Vorwürfe, Putzi weggeschickt zu haben. „Es wird ihm doch nichts passieren", meinte Hanni. „Wenn ich doch nur sein Wauwau wieder hören würde", seufzte Fritz.

Eines Morgens pochte es an die Tür. Hanni öffnete. Da stand Putzi! Und wie fein er war! Einen Samtmantel hatte er an und einen Federhut auf dem Kopf.

„Draußen steht meine Kutsche", sagte er. „Kommt, steigt ein!" Sie fuhren durch herrliche Gärten und fruchtbare Aecker. „Das gehört alles mir", sagte Putzi. Hanni und Fritz kamen aus dem Staunen nicht heraus. „Ja", erzählte Putzi, „ich hatte großes Glück. Ich half einem reichen Mann sein Kind wiederfinden, und der hat mir dies alles zur Belohnung geschenkt."

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 8, 25. 2. 34

Zwei harte Nüsse

gibt uns der badische Problemmeister O. Zipperlin in den beiden folgenden Aufgaben zu knacken. Bei dem hohen Grad ihrer Schwierigkeit wollen wir doch gegen unsere sonstige Gewohnheit einige Winke geben.

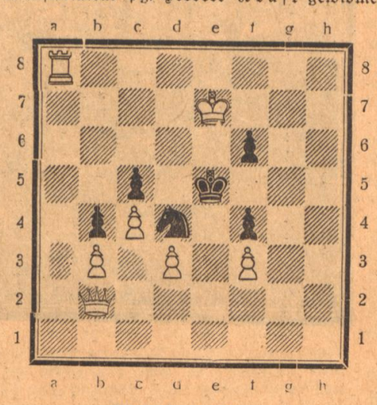
In Nr. 8 handelt es sich im Hauptspiel darum eine entstandene Pattstellung aufzuheben, in Nr. 9, sind es genau pointierte Tempozüge und ein Sperrzug, die zum Ziel führen. Wir sind sehr gespannt, wieviele unserer Leser diese beiden hervorragenden Aufgaben lösen werden.

Problem Nr. 8.

Otto Zipperlin-Pforzheim.

Urdruck.

Dem Führer des Badischen Schachverbandes, Ministerialrat Pg. Herbert Kraft gewidmet.



Matt in 4 Zügen

Sizilianisch.

Gespielt am 6. 2. 34. bei der Simultanvorstellung Bogoljubows.

Weiß: Bogoljubow.
Schwarz: Stadtschulrat Pg. E. Zeil.

1. e2—e4 c7—c5
2. Sg1—f3 e7—e6
3. Sb1—c3 Sb8—c6

In Frage kam hier auch d6, um sich die Springerentwicklung nach d7 vorzubehalten.

4. d2—d4 c5:d4 5. Sf3:d4 d7—d6!

Nach diesem Zug meinte Bogoljubow: „Ja, es ist sehr schwer", offenbar hatte er auf Sf6? gehofft, da er dann mit 6. Sc6: b:c. 7. e5! Sd5. 8. Se4! in eine günstige Variante hätte einlenken können. 6. Lf1—e2, Lc8—d7.

Aber hier spielt Schwarz ungenau, auf den Textzug hätte Sd4—b5 sehr unbequem werden können ;richtig war Sf6 oder auch a6.

7. Lc1—e3 a7—a6
8. 0—0 Sg8—f6
9. Kg1—h1 Lf8—e7
10. f2—f4 Dd8—c7
11. Le2—f3 0—0
12. Dd1—d2 Sc6—a5!

Geschieht im richtigen Augenblick ,bevor der a-Turm nach d1 gezogen hat, jetzt ist das schwächende b2—b3 so gut wie erzwungen; Schwarz ist jetzt am Ruder und hält es bis zum Schluß fest.

13. b2—b3 Ta8—c8 14. Sc3—e2?

Jetzt geht forciert eine Figur verloren, da dem Sd4 und dem Lf3 die Rückzugsfelder genommen sind, aber auch noch Sd4—e2 wäre Weiß in einer sehr unbequemen Zwangsjacke gesteckt.

14. . . . . e6—e5! 15. f4:e5 d6: e5
16. Sd4—f5 Ld7:f5 17. e4:f5 e5—e4
18. Le3—f4 Dc7—d8! 19. Ta1—d1 Dd8:Dd2
20. Lf4: d2 e4:Lf3 21. Tf1:f3 Tf8—d8!

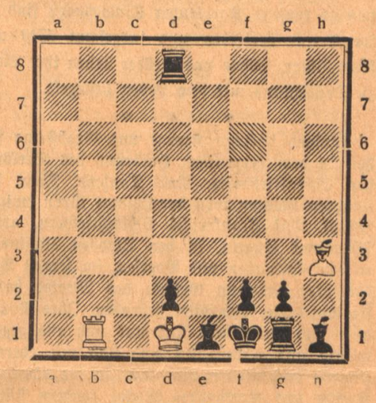
und gewann nach wenigen Zügen.

Problem Nr. 9.

Otto Zipperlin-Pforzheim

Urdruck.

Dem Führer des Badischen Schachverbandes, Ministerialrat Pg. Herbert Kraft gewidmet.

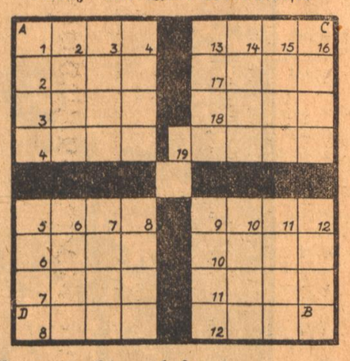


Matt in 8 Zügen.

Lösungen der Aufgaben 3—7 in der nächsten Folge.

Rätsel-Ecke

Kreuz- und Quer-Wort-Rätsel



Waagerecht und senkrecht: 1. Blutgefäß, 2. berühmte Sängerin, 3. großer Schornstein, 4. Stadt im Rheinland, 5. Möbelstück, 6. Fluß in Thüringen, rechts zur Saale, 7. Teil des Hauses, 8. Fluß in der Schweiz, der in den Rhein mündet, 9. Wehrmacht, 10. Raubvogel, 11. weiblicher Personenname, 12. wie 4. — Waagerecht: 13. Altrömischer Personenname, 17. biblische Person, 18. Gangart des Pferdes, 19. mohammedanisches Heiligtum. — Senkrecht: 13. Weiblicher Personenname, 14. arabischer Stamm, 15. Nebenfluß der Donau, 16. Antilleninsel. — Diagonale: A—B Minderwertige Ware, C—D römischer Kaiser.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a, ä, ah, at, bee, chant, che, chi, de, der, dom, dom, dor, e e, e, el, en, er, er, erd, fraß, hon, hy, ku, kü, las, lier, lot, mel, mo, ne nef, no, o, or, pus, re, ri, ri, rie, se, spa, stein, ster, strin, te, ter, ter, tern, ti, tru, u, viel, wet, win,

sind 22 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers aus einem Gedicht von Dietrich Eckart ergeben. (ch gilt als ein Buchstabe.)

1. Berggipfel in den Deutschen Kalkalpen, 2. italienische Landschaft, 3. Raubtier, 4. Staat in Südamerika, 5. Vogel, 6. Verwandte, 7. Faulendes, 8. Raubtier im Nordpolargebiet, 9. Werk, 10. Glücksspiel, 11. Stadt in der Provinz Brandenburg, 12. Geistlichen, 13. Seidenart, 14. Ehrengasse, 15. Ort am Rhein, 16. Frucht, 17. Ostseeinsel, 18. Hunderasse, 19. männlichen Vornamen, 20. alttestamentlichen Männernamen, 21. Musikkapelle, 22. Stadt in Italien.

Auflösungen unserer Rätsel:

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Udo, 5. Erato, 8. Ar, 10. Dante, 11. Po, 12. Runen, 14. Oskar, 16. Thun, 17. Elle, 18. Art, 19. Oel, 20. Orb, 22. Tat, 23. Rio, 24. Akt, 25. Stab, 26. Leer. — Senkrecht: 1. Uran, 2. Dan, 3. Otto, 4. Marta, 5. Eden, 6. Oese, 7. Sorel, 9. Ruhrort, 11. Palette, 13. Nutria, 15. Kloake, 21. Bob, 22. Tal.

Besuchskartenrätsel

Innenarchitekt.

Rösselsprung:

Nicht sich, sondern andern zu leben, ist [illegible] Bestimmung; in Beglückung andrer muß sie das eigne Glück und nicht in der Außenwelt, sondern im stillen, häuslichen Kreise ihren Beruf und ihre Welt finden.

(Hufeland.)

Humor aus Kindermund

„Mutter, bring mir doch bitte ein Glas Wasser."

„Nein, Du sollst schlafen."

„Ich möchte aber ein Glas Wasser."

„Wenn Du jetzt nicht schläfst, komme ich Dich verhauen."

„Wenn Du mich verhauen kommst, bringst Du mir dann ein Glas Wasser mit?"

*

Vater zum Töchterchen: „Ich höre, daß du wieder unartig zu deinem Fräulein gewesen bist. Also, das passiert mir in der letzten Zeit wirklich zu oft."

„Wie oft darf es denn passieren, Vater?"

*

„Mutter, kauf' doch Kakao."

Gern, Liebling. Trinkt ihr denn Kakao so gern?"

„Auch! Aber wir können dann fein Indianer spielen."

HELDEN-GEDENKEN

Heute, da ein Volk in schmerzlicher Trauer und freudiger Dankbarkeit seiner Helden gedenkt, ziemt es sich wohl, ehrfürchtig die Schritte hinauszulenken an die Stätte, wo tausend schlichte Kreuze stehen und unserer engeren, unserer engsten Heimat Helden ehren.

* * *

Es will bald Frühling werden. Noch stehen die Bäume kahl, noch trägt der Rasen die matte Farbe des Winters. Aber warme Sonnenstrahlen gleiten schon über weiße Marmorsockel und hell leuchten die Namen auf den hölzernen Kreuzen, die Namen, die uns Erinnerung und Mahnung sind. Aus dem Schweigen des gewaltigen Halbrundes wächst die Vergangenheit empor, die Zeit des großen deutschen Heldenkampfes.

Unsere Heimatstadt Karlsruhe war zu Beginn des großen Krieges eine Militär- und Schulstadt. Rund 6000 Köpfe zählte ihre Garnison, die aus den Leibgrenadieren und Leibdragonern, den 14er und 50er Feldartilleristen und dem Telegraphenbataillon 4 bestand. Fünf höhere Schulen, zwei Lehrerseminaren, die Hochschule und das Staatstechnikum beherbergten weitere tausende von waffenfähigen jungen Männern. So kam es, daß gerade unsere Stadt so unendliche Opfer auf dem Felde der Ehre bringen mußte: von je tausend Karlsruher Einwohnern sind 37 im Kriege geblieben und insgesamt 5510 unserer Väter, Söhne und Brüder haben ihre Liebe zu Deutschland mit dem Leben besiegelt.

* * *

Tausend schlichte Kreuze und Grabsteine stehen in dem gewaltigen Halbrund des Karlsruher Ehrenfriedhofes. Nur Tausend. Denn die anderen schlafen fern der Heimat ihren ewigen Schlaf. Auf Frankreichs Schlachtfeldern, unter Flanderns Hügeln, in den Steppen Rußlands, in den Karpathen und Vogesen, im fernen Balkan oder auf dem Grunde des Meeres haben sie ihre letzte Ruhestätte gefunden. Ihre Namen aber und ihre Taten sind uns nah und gegenwärtig und unvergessen und sind mit ehernen Lettern eingegraben nicht nur in die hölzernen Kreuze und marmornen Sockel, sondern stärker und unlöschbarer noch in unsere Herzen.

* * *

Man erkennt den Charakter einer Stadt und ihrer Bewohner nicht zuletzt daran, wie sie ihre toten Helden ehrt. Ist es nicht ein schönes Symbol für die Pietät unserer Vorfahren, daß sie dem Gründer der Stadt im Herzen seiner Schöpfung mit der Pyramide ein Denkmal setzten, das noch heute, inmitten des brausenden Großstadtverkehrs an die Majestät des Todes mahnt? Freilich, die Stadt war damals noch jung und an derselben Stelle fast, an der heute das Leben am stärksten pulsiert, auf dem Platze, der heute den Namen unseres großen Führers trägt, hatte der erste Gottesacker der jungen Residenz seinen Platz. Friedlich vereint standen Kirche, Schule und Friedhof nebeneinander. Aber als die Stadt schnell wuchs, war das Recht der Lebenden stärker; die Toten erhielten ihren Platz weiter östlich, etwa am Ende der heutigen Waldhornstraße, wo im Jahre 1780 der neue Friedhof erstand. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Wachstum der Stadt auch diese Ruhestätte zu eng werden ließ; im Jahre 1869 wurde ein neuer Gottesacker geschaffen, der heute noch allen Karlsruhern bekannte „Alte Friedhof" an der Kapellenstraße, wo heute noch die Gräber der Helden vom siegreichen Feldzug 1870/71 liegen. Nur wenige Jahre freilich blieb dieser Platz die letzte Ruhestätte. Schon fünf Jahre später wurde endgültig von der Gemeinde Rintheim jenes Gelände erworben, das heute unsere Toten beherbergt und dessen schönste Zier der Ehrenfriedhof der Helden des großen Krieges ist.

* * *

Der Ehrenfriedhof der Stadt Karlsruhe liegt im südöstlichen Teil des Hauptfriedhofes. Vom Krematorium führen Stufen herab in das große Halbrund, in dessen Mitte sich das Denkmal auf einem Sockel erhebt. Links vorne beginnend mit Nr. 1 zieht sich die endlose Reihe der Gräber in Serpentinen zunächst linker Hand zu einem großen Rechteck hin, dessen Nordostecke die Nummer 339 trägt. Ein kleineres Viereck schließt sich an mit weiteren 44 Gräbern, dann beginnt die lange äußere Kette der Grabsteine, die sich von Osten über Süden nach Westen hinzieht und wieder vor dem Eingang zum Ehrenhof mit Nr. 591 endet. Das rechte Rechteck enthält dann die weiteren Gräber und das anschließende kleine Viereck schließt ab bis zur Nummer 961. Aber nur 451 von den hier beigesetzten Kriegern sind als Karlsruher im „Ehrenbuch der Stadt" aufgeführt, alle anderen gehörten nur zu Truppenteilen, die in Karlsruhe standen oder starben in hiesigen Lazaretten. Kaum ein Zehntel der für das Vaterland gefallenen Karlsruher hat also auf dem Ehrenfriedhof seine letzte Ruhestätte gefunden.

Der Karlsruher Ehrenfriedhof

Nahe dem Kriegerfriedhof ist in sinniger Weise die letzte Ruhestätte der 118 Fliegeropfer errichtet. Weiße Grabsteine künden hier von dem feigen Ueberfall der Bombenflugzeuge auf die schwer heimgesuchte Stadt.

Stein reiht sich hier an Stein, alle zusammengefaßt zu einem einzigen großen Dreieck, alle gleich groß und gleich schlicht. So wie drüben die einfachen hölzernen Kreuze in Reih und Glied stehen und Wache halten und warten auf den großen Appell.

* * *

Wir stehen heute vor diesen Kreuzen wie vor unserem eigenen Gewissen. Wir lesen den Namen; wir kennen ihn nicht. Aber wir lesen weiter die einfachen Lettern: „Gef. 1. 7. 1916 bei Pozieres (nordöstl. Albert, Somme, Frankreich"). Und jetzt kennen wir ihn: es war Einer, der für Deutschland fiel.

Da springt jäh die heiße heischende Frage uns an: Bist auch Du Einer, der für Deutschland fallen würde?

* * *

Es sind Jahre über uns hinweggegangen, da waren die Taten der Toten wie eine ferne Erinnerung, wie ein Schemen. Und da wir das Band verloren hatten, das uns an sie knüpfte, liefen wir Gefahr, uns selbst zu verlieren. Uns und Deutschland. Aber der böse Irrtraum ging zu Ende. Aus Erwachen wuchs Wiedererkennen. Aus Wiedererkennen unlösliche Verbundenheit.

Und so stehen wir heute, ein Volk wie ein Mann, und ehren die Helden. Frische Kränze liegen zu Füßen ihrer Kreuze. Auf dem Altar unserer Herzen brennt hell das Feuer dankbarer Erinnerung.

Sie lagen fern in fremder Erde. Aber da sie dort kämpften und fielen, da war dort Deutschland. Ihre Seelen aber suchten die Heimat. Und Jahrelang konnten sie sie nicht finden. Denn das Deutschland, für das sie gekämpft und gefallen, war tot.

Aber es kamen die Tage des Erwachens. Und allüberall hoben die Toten lauschend die Häupter und hörten ein Marschieren, das ähnlich war ihrem Marschieren. Und sie hörten ein Singen so wie sie einst gesungen. Und ein Sturm kam über die Gräber, der ihnen Kunde gab: Deutschland lebt!

* * *

Heldengedenken heißt dieser Tag. Das will nicht heißen zurückschauen nur und trauern. Das will heißen: Danken und nacheifern! Kraft schöpfen aus der Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft.

Und drum lasset uns heute wallfahrten zu den Denkmälern der Helden und ihnen sagen das erlösende, das verpflichtende Wort:

Ihr lebt, denn Deutschland lebt!

—d

Denkmal in einer westfälischen Stadt

Dom zu Speyer

(1929)

Nachtnebel braut um die Türme.
Der Dom liegt in schwerer Ruh.
Der Mesner hat abgeleuchtet,
Und die Türe fällt krachend zu.

Da steigt aus dem Gräbergewölbe
ein geisternder Reigen empor.
Es ist der vergessenen Kaiser
uredler erhabener Chor.

Ein Bischof im schlohweißen Haare
liest ihnen die Messe stumm.
Die Könige knieen gelassen
um den Alten im Kreise herum.

Der Salier, der Habsburg, die Sachsen,
so jeder mit bleichem Gesicht.
Von den ernst geschlossenen Lippen
kein einziges Sterbenswort bricht.

In die dunkle Stille der Halle
schlägt im Gleichtakte — Schritt um Schritt —
vom Wachhause drüben des welschen
Nachtpostens hallender Tritt.

Friedrich Roth.

Wie Hauptmann Roßperg den Kommunisten bekehrte

Von Rudolf von Eichtal

Eines Tages beim Kassagang nahm der Oberst Hauptmann von Roßperg beiseite und sagte:

„Lieber Roßperg, für dich habe ich eine unangenehme Ueberraschung. Es ist da ein Mann von Wien zum Regiment transferiert worden, ein ganz gefährlicher Kerl, der bei seinen früheren Truppenkörpern große Schweinereien angezettelt hat. Er ist „P. u." du verstehst, Kommunist, Anarchist oder so was Aehnliches, versucht überall die Mannschaft aufzuwiegeln und zur Insubordination zu verleiten. Du bist der einzige Mensch im Regiment, der mit so einem Subjekt richtig umspringen kann. Ich habe ihn daher bei deiner Kompagnie eingeteilt. Hoffentlich wirst du mit dem Burschen fertig werden."

„Ich werde mich bemühen, Herr Oberst", erwiderte der Hauptmann in seiner ruhigen Art, salutierte und ging.

Zwei Tage später traf der Mann richtig bei Roßpergs Kompagnie ein. Gleichzeitig mit ihm ein gesalzener Bericht seines früheren Regiments, aus dem zu entnehmen war, daß man es tatsächlich mit einem ganz verwegenen Agitator zu tun hatte, der — ohne die geringste Furcht vor Strafe — überall, wo er hinkam, seinen giftigen Samen unter der Mannschaft ausstreute. Er hieß Prokop Trampusch und war ein mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallenes, finsteres, jedem gütlichen Zuspruch unzugängliches Individuum.

Als der Hauptmann beim ersten Rapport einen Blick in dieses verbitterte, vom giftigsten Menschenhaß entstellte Gesicht getan hatte, wußte er sogleich, daß hier mit Worten nichts zu richten war. Er, der sonst jeden Ankömmling freundlich begrüßte und mit dem Geringsten seiner Leute in der freundschaftlichsten Weise sprach, stellte nicht einmal die üblichen Fragen nach woher und wohin. Schweigend nahm er die Meldung des Mannes entgegen, schweigend schritt er zum Nächstfolgenden weiter.

In jener glücklichen Zeit war Politik in der Armee noch eine unbekannte Sache. Offiziere wie Mannschaften — beide ohne politische Rechte — hatten Wichtigeres zu tun, als Betriebsräte zu wählen und Versammlungen abzuhalten. Die Armee war bis auf ganz wenige Ausnahmen frei von politischer Verhetzung und gesund bis ins Mark der Knochen. Im Bewußtsein dieser Stärke legten die Offiziere politischen Agitationsversuchen nur geringe Bedeutung bei. Tauchte je einmal ein „P. u.", ein politisch Unverläßlicher, bei einem Truppenkörper auf, so wurde er mehr als Fremdkörper behandelt.

Eines Tages erstattete der dienstführende Feldwebel dem Hauptmann die Meldung, daß Trampusch es versuche, die Leute der Kompagnie politisch aufzuwiegeln.

Der Hauptmann reagierte auf diese Meldung anscheinend in keiner Weise: „Lassens S' ihn nur ruhig machen, lieber Just", sagte er lächelnd, „unsere nieder- und oberösterreichischen Bauernsöhne sind kein geeignetes Objekt für politische Verhetzung." Auch als der Dienstführende seine Meldung nach einiger Zeit dringlicher wiederholte, schritt der Hauptmann nicht ein. Ja, selbst als eine der Chargen eines Tages dem Hauptmann kommunistische Flugzettel überbrachte, die Trampusch in die Zugzimmer verteilt hatte, lächelte Hauptmann Roßperg nur dazu.

In Wirklichkeit führte er seit Trampusch's Ankunft eine geheime Dienstkorrespondenz mit der Wiener Polizeidirektion, hatte Augen und Ohren überall und überwachte die Korrespondenz dieses Mannes mit der größten Aufmerksamkeit.

Eines Tages — es ging eben gegen Ostern — erhielt der Hauptmann einen Brief aus Wien, bei dessen Lektüre er befriedigt lächelte.

Am selben Nachmittag erschien er unvermutet bei der Kompagnie, nahm Einsicht in das Postbuch und begab sich dann in das Mannschaftszimmer, wo der Oberleutnant mit den Leuten eben Schule über die Berufs- und Standespflichten des Soldaten hielt. Den Vortrag übernehmend, fing Roßperg unvermittelt von der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung zu reden an, bemerkte unter anderem auch, wie ungerecht es erscheine, daß der eine Mensch reich der andere arm sei. Erzählte, wie es schon seit ältesten Zeiten das Bestreben einzelner Köpfe gewesen sei, diese Ungerechtigkeit zu beseitigen, so daß alle Menschen gleichviel arbeiten, aber auch gleich viel verdienen sollten. Wie aber alle derartigen Versuche kläglich gescheitert seien, da die Menschen das Privateigentum höher als das Gemeineigentum schätzen. Und wie jede menschliche Gemeinsamkeit, sei es nun Familie, Gemeinde oder Staat, in Trümmer gehen müsse, sobald man an Privatbesitz und Erbrecht rüttle.

Die Leute in der Kompagnie, durchweg helläugige österreichische Bauernsöhne, folgten mit gespanntester Aufmerksamkeit, sie gaben durch Blicke und Gesten lebhafte Zustimmung kund. Roßperg erzählte von Rousseau und Saint-Simon, von den originellen Ideen eines Fourier, eines Blanc und Proudhon, von jenem Owen, der sogar so weit ging, in Amerika auf eigene Kosten eine nach diesen Ideen organisierte Kommunistengemeinde zu errichten. Wie sich aber alsbald gezeigt habe, daß kein Mensch gehorchen und arbeiten, sondern jeder befehlen und faulenzen wollte und wie alle solche Kommunistengemeinden kläglich endeten mit Streit, Mord, Totschlag, Plünderung und Brandanstiftung.

Endlich kam er auf Lassalle und Marx zu sprechen, die wütenden Kämpfer gegen Kapital und Grundbesitz. Er wies darauf hin, daß deren Ideen auf den ersten Blick viel Einleuchtendes und Verlockendes an sich haben, daß sie aber allesamt den Grundfehler hätten, auf fehlerlose Idealmenschen und Engelwesen, nicht aber auf unvollkommene Dutzendmenschen zugeschnitten zu sein.

Während dieser ganzen langen Rede ließ Roßperg den Kommunisten nicht aus den Augen. Der stand in trotziger Teilnahmslosigkeit da, nur zuletzt, als Hauptmann Roßperg mit der Warnung schloß, solchen bestechenden Ideen kein Gehör zu schenken, da platzte der Kommunist plötzlich mit einem höhnischen Lachen heraus und leise entfuhr es seinen Lippen: „A so a Blödsinn!"

Aber so leise dies auch gesprochen war, des Hauptmanns scharfe Ohren hatten es doch gehört.

„Nun, Trampusch, Sie haben zu dem, was ich eben gesprochen habe, etwas zu bemerken. Reden Sie!"

Haßerfüllt richtete der Mann seine tiefliegenden Äuglein auf den Kommandanten. „Ich sag, daß dös, was da gredt worn is, alles net wahr is," sprach er mit verbissenem Trotz. „Und unsere Partei hat ganz Recht, wenn sie die jetzige ungerechte Verteilung des Kapitäuls mit allen Mitteln bekämpft. Das Kapitäul entsteht (hochdeutsch fortfahrend) nur dadurch, daß es dem Arbeiter Schandlöhne zahlt, ihn aussaugt und sich am Blut des Arbeiters bereichert. Kapital ist Diebstahl. Daher nieder mit Kapital und Grundbesitz, Abschaffung des Privateigentums, Vergesellschaftung aller Produktions- und Konsumtionsmittel, Einführung der Gütergemeinschaft mit wirtschaftlicher und sozialer Gleichheit der Individuen."

„Wenn ich Sie recht verstehe, wollen Sie also Aufteilung jedes Privateigentums?"

„Jawohl, Aufteilung jedes Privateigentums!"

„Und glauben Sie, daß so eine Aufteilung gerecht erfolgen könnte, so daß jedermann gleichviel bekommt?"

„Gerecht oder ungerecht, das spielt keine Rolle. Jeder nimmt sich, was er nehmen kann."

„Und gesetzt den Fall, Sie hätten selber Privateigentum; würden Sie dann denselben Grundsätzen huldigen wie jetzt?"

Der Kommunist lächelte höhnisch. „Selbstverständlich", sagte er dann frech. Er konnte dies leicht tun, denn er besaß außer seinen „Proprietäten" nicht nagelgroß, was ihm gehörte.

„Herr Oberleutnant, bitte halten Sie jetzt Befehlsausgabe!"

Der ließ die Mannschaft antreten, den Tagskorporal aber hieß er, den „Befehl" und die „Wertsendungen" herbeiholen. Diese bestanden an jenem Tage nur aus einigen Postanweisungen mit geringen Geldbeträgen und einem einzigen Paket. Es war dies ein sauberes, etwa zehn Kilogramm schweres Kistchen, auf dem mit Tinte von ungeübter Hand geschrieben stand: „Herrn Brokob Trampusch, Indanderist, 121. Regement, 3. Kompagnie. Inhalt, Schingen und Wirste, Werd: 50 K. Absenderinn: Mina Baier, Köchin, Wien III., Reisnerstraße 68."

Der Oberleutnant verlas nun den „Befehl" und verteilte die Wertsendungen. In dem Augenblick aber, als der Kommunist sein Paket mit gierigen Händen erfaßte, sagte der Hauptmann plötzlich:

„Achtung, Leutln! Grad vorhin hat uns der Infanterist Trampusch von der Notwendigkeit der Abschaffung des Privateigentums und Aufteilung aller Güter zu überzeugen versucht. Heute ist Schlappermentstag, (Tag vor der Löhnungsauszahlung), keiner von Euch hat Geld."

Der Kommunist erblaßte jäh. Einer stieß den andern an, als wollte er sagen: „Aufgepaßt". Der Kommunist antwortete nicht sogleich. Hilfesuchend blickte er bald auf den Oberleutnant, bald auf die Front der Kameraden. Aber wohin er schaute, sah er nur erwartungsvoll lächelnde Gesichter.

Endlich siegte doch die eiserne Parteidisziplin, der er seit Jahren mit Haut und Haar verfallen war. Mit einem Seufzer stellte er das Kistchen auf den Tisch.

„Meinetwegen, Herr Hauptmann!" sagte er finster, „teilen wir's aus. Es lebe der Kommunismus!"

Hauptmann Roßperg nickte befriedigt. „Tagskorporal, aufmachen!" befahl er. Der zog sein Bajonett und hob geschickt den Deckel von dem Kistchen ab. Ein Brief lag obenauf mit einer Zwanzigkronennote, darunter glänzte die bräunliche Haut eines mächtigen Schinkens und die blasse Feuchtigkeit appetitlicher Leberwürste.

„So, Leutln: Jetzt denkt's euch, das Paket hier ist eine Fabrik, ein Schloß oder ein Meierhof oder ein sauer erspartes Kapital in einer Sparkasse, und es ist plötzlich der Kommunismus ausgebrochen. Gerecht oder ungerecht, das spielt keine Rolle. Sobald ich „Los!" kommandiere, nimmt sich ein jeder, was er nehmen kann."

Augenblicklich verstehen ihn die Leute. Wie auf Kommando schnallen sie gleichzeitig die Bajonette ab.

„Achtung, Leute! — Los!"

Mit einem Tigersprung stürzen sich siebzig kräftige Bauernburschen auf das Kistchen. Im Nu bildet sich ein Menschenknäuel von hundertvierzig Armen und Beinen, die wütend um sich schlagen und rücksichtslos aufeinander lostrampeln. Die vorne Befindlichen zwängen ihre Hände in das Kistchen, das sogleich in Trümmer geht. Sein Inhalt ergießt sich auf Tisch, Bänke, Fußboden. Von fünfzig derben Fäusten gleichzeitig gepackt, zerplatzen die Würste, ihre Fülle weit von sich spritzend. Hundert Nägel reißen den Schinken buchstäblich in Fetzen. Krachend bricht der Tisch zusammen. Mit Wutgeheul hauen die leer Ausgegangenen auf die Besitzenden ein. Ein Chaos entsteht.

Am andern Morgen aber meldet sich Infanterist Trampusch zum Rapport. Er war wie umgewandelt. Zum erstenmal schaute er seinem Vorgesetzten offen und gerade ins Gesicht.

„Herr Hauptmann, i dank ghorsamst für die Lehr!" meldete er in ganz verändertem Ton. „Jetzt bin i kuriert, seit i gsehn hab, wohin die Soziäulisierung führt. I tritt aus der Partei aus. Von heut an bin i ka Kommunist net mehr. Und waß der Herr Hauptmann, was das Schönste dabei is? Dös Geld ist pfutsch, und kaner will die zwanzig Kronen gnommen haben. A so a Gemeinheit!"

„Ja, lieber Freund", sprach der Hauptmann lächelnd und klopfte dem Manne freundlich auf die Schulter, „das ist schon einmal nicht anders beim Kommunismus. Wenn alle alles haben wollen, dann hat zuletzt keiner was als blutige Nasen.

So wurde das Regiment wieder kommunistenrein, und im ganzen Wiener Korps erzählte man sich lachend Roßpergs neueste Wunderkur.

Prokop Trampusch aber, dem der Hauptmann seinen Verlust reichlich vergütete, wurde späterhin noch ein ganz guter Soldat.

Mensch und Tier

Von Rudolf G. Binding

Wunderbares Mitgeschöpf des Menschengeschlechtes auf dieser Erde: — das Pferd. Kriegsgefährte des Mannes in tausend Schlachten, endlosen Märschen, ewigem Soldatentum, wozu kein anderes Tier taugte. Männlichen Dienst, männlicher Tugend gesellte sich von allen Tieren nur das Pferd: es vergrößerte beides, Dienst und Tugend, es erhöhte sie. Männlicher Kraft allein gehorchte es ganz. Selbstmutig, stark, edel, ausdauernd, schweigsam, die Weite und die freie Bahn liebend, wurde es das Tier der Mutigen, der Edlen, der Beharrlichen, der Schweigsamen, der Großen und Hochfliegenden, der Weitschauenden, der Freien. Männer vertrauten sich ihm im Kampf, auf weiter Fahrt, zum Spiel der Waffen vor der Dame ihres Herzens, im Wettkampf um Ehre und Ruhm, als Reiterführer vor tausend Berittenen, zum Einbruch in den Feind, zum Sieg, zur Flucht und zur Rettung — wo ist ein Tier, das Gleiches von sich sagen kann?

Zu denken, daß es ohne Pferd keine Ritterlichkeit gäbe. Daß dieser Begriff, dieses Gefühl, diese Sicherheit, dieses Vorrecht der Männlichkeit, diese innere Verpflichtung, dieses höchste Gesetz des Mannestums im Wesen des Mannes fehlen würde. Daß ein Knabe, ein Jüngling ohne dieses Wort groß würde. Daß etwas anderes an seine Stelle treten müßte. Daß dieses andere einen anderen Namen führen müßte. Welchen? — Keiner vermöchte ihn zu nennen. Ritter und Ritterlichkeit wären nicht ohne das Pferd. Das Pferd macht den Ritter.

Dies ist nicht eine Ansicht. Dies ist mehr. Auf der Burg Hornberg im Neckartal, wo Götz von Berlichingen starb und die Jahre seiner Ritterschaft abbüßte, wird von den jetzigen Eignern, seinen Nachfahren, die Urkunde verwahrt, in der er die über ihn vom Kaiser verhängte Gefangenschaft und Acht auf sich nahm. Vor einigen Jahren habe ich diese Urkunde in den Händen gehabt. Aber keine der scharfen Bestimmungen, die Götz auf Ritterwort einzuhalten sich mit seiner Unterschrift verpflichtete — daß er den Bezirk von Hornberg nie verlassen, daß er keine Reisigen halten würde, daß er keinerlei Waffen gegen den Kaiser tragen, daß er keine Ritterdienste in irgendeinem Land oder Gefolge annehmen dürfe, daß er sich völlig unterwerfe — war der einen zu vergleichen: daß er sich verpflichte, nie wieder ein Pferd zu besteigen. Als ich dies las, wußte ich, mit was man einen Ritter und einen Reiter entrechtet.

Wer jemals wahrhaft Reiter war — nicht nur ein sonntäglicher in den Parks und ein alltäglicher auf Feldwegen —, sondern ein Gegenspieler des kraftvollen Organismus, den man Pferd nennt: des schnellen, federnden, starken Gebäudes und Willens, die unter einem Reitersattel sich vereinigen —, der weiß auch heute von der gegenseitigen Erziehung zwischen Mensch und Tier. Sind wir Lehrmeister des Pferdes, so nicht minder das Pferd unser Lehrmeister. Laßt es mich wieder bekennen wie von je:

Hier auf dem Rücken von tausend Pferden lernt der Mann die Stetigkeit und Geduld, die ihm sonst kein Lehrmeister je beibringen könnte. Hier lernt er das Sich-nie-Aufgeben, das Sich-nie-Gehenlassen. Hier lernt er die Rücksicht, die Anerkennung jeder natürlichen Regung. Hier lernt er sich sammeln, gerecht zu sein, nie in Zorn zu geraten. Hier lernt er die Liebe für alles Elementare, Ungebändigte. Hier lernte ich — auf den stärksten Leibern edlen Blutes — alles, was mich belohnte, alles was mich bestrafte. Hier verlernte ich alle Eitelkeit, alle Selbstgefälligkeit, alle Selbstherrlichkeit. Hier war ein Wille, der nicht zu mißachten war, nicht zu umgehen war. Hier war die Herrschaft der größeren Kraft und meine zartere Herrschaft über sie. Hier — in einer schweigsamen Schule — gewann ich, gewinnt der Mann, gewinnt die feinfühlende Frau als Letztes die Herrschaft über sich selbst, die Zucht ihrer Leiber und ihrer Seelen.

Bevor aber diese hohe Lehre des Pferdes am Menschen und des Menschen am Pferde beginnt, sind wir Menschen freilich die Erzieher der jungen Tiere. Wir sehen mit Lust den „schweigenden Lehrmeister" heranwachsen. Ist es nicht wie ein Training des Fohlens durch die Stute, was wir an einer edlen Stute erblicken, die es an ihrer Seite galoppieren läßt? Auch ist es wohl ein langer Lebensweg — wenn auch an Jahren des Pferdelebens kurz — von dem scheuen, erschrockenen und verwirrten Blick des entwöhnten Fohlens, das erstmalig die Ungeheuerlichkeit eines Halfters an sich verspürt und den selbstsicheren „Aufsatz" eines edlen hannoveranischen Hengstes im Vollbesitze seiner Kraft und Vertrautheit. Auf halbem Weg zu beidem, halb dumm, halb vertraut, halb „grün", halb erwachsen, blicken uns die beginnenden Jährlinge des Halfters schon gewöhnt neugierig und zukunftshungrig aus dem Gestänge der Koppel entgegen. — Es mag auch noch eine Zeit dauern, bis die jungen ungebärdigen beiden Hengste, die die ruhige starke Faust des Wärters am langen Zügel führt und sein ruhiges Auge vor noch größerem Uebermut zurückhält, sich dem Sattel fügen. Großes im Gehorsam erreicht geduldige Gewöhnung — nicht die Dressur des Zirkus, der oft grausamen Pilaren und der Peitsche —, sondern die freiere, man möchte sagen, menschlichere, die jetzt in deutschen Gestüten längst ihren Einzug genommen hat. Frei, auf Gehorsam beruhend — nicht auf Zwang und Angst — ist die stolze Bewegung des aufsteigenden Hengstes in ihrer Anmut und in der ungebrochenen — nur gezügelten — Natur.

Wo immer aber wir hinblicken: in einem gleichen und gleichwertigen Verhältnis wie der Mensch zum Pferde und das Pferd zum Menschen steht kein Tier der Schöpfung. Pferd und Reiter: sie können eins werden, wo Jäger und Hund, Bauer und Rind und selbst Sancho Pansa auf seinem Esel immer nur ein Mensch und ein ihm dienendes Tier sind. Das Tier selbst, das Pferd, hat eine gewisse Ueberlegenheit für sich im Leben der Völker errungen, die der Reiter gerne mit ihm teilt, wenn er sie unter dem Sattel fühlt.

*

Februar

Die bleichen Tage schleichen
Traummüd durch grauen Schnee.
Der Mond hängt halberfroren
Fahl-glitzernd in der Höh'.

Und dunkle Nächte schwimmen
Im uferlosen All.
Tönen aus Himmelsfernen
Kaum einen Widerhall.

Zerfetzte Wolken ziehen
Im Wind föhnlau dahin.
Staunend muß ich erkennen,
Wie klein ich Mensch doch bin.

Hans Krämer.

Wir Jungen wollen . .

Ein neues Verhältnis zu den Dichtern der Nation

Vorschläge zu einem neuen Zusammenwirken von Dichter und Jugend

In der Leipziger Universität hängt ein wunderbares Wandgemälde von Max Klinger. Es zeigt die großen Ausdrucksstufen der griechischen Kultur, und wie alles Vortreffliche ist das Bildwerk polar geordnet, verklärte Dichterschau und berufene Heldentat bilden die beiden Gegensätze, deren Mitte von den Gestalten der Philosophie erfüllt ist. Uns ist heut die linke Flügelhälfte dieses gewaltigen Gemäldes wichtig. Hier sehen wir den blinden Sänger Homer beim Vortrag seines Heldengedichtes, vor seinen Füßen sind Knaben, Jünglinge und Männer gelagert, die gebannt den Worten lauschen. Hinter ihrem Rücken aber steigt die schaumgeborene Göttin der Schönheit empor, von dem blinden Dichter mit weiten Armen ahnungsvoll begrüßt. Wie alles Griechische ist auch dies ewig gültig und wesensvorbildlich.

Aus den Reihen des Reichsverbandes deutscher Schriftsteller ist in den letzten Wochen wiederholt an die Verbandsgauführung die Bitte gerichtet worden, mit der Führung der Hitlerjugend ein Abkommen zu treffen, das sie Veranstaltung von Leseabenden einführt.

Daß Dichter und Jugend zusammentreffen ist wichtig, aber wir legen Wert darauf, daß hierfür die rechte Form gefunden wird, und lehnen grundsätzlich den Saalvortrag ab. Wir bringen damit zum Ausdruck, daß wir mit den Gewohnheiten des bürgerlichen Zeitalters nichts mehr zu tun haben. Dort war die Kenntnis dichterischer Werke eine Bildungsfrage des gesellschaftlichen Lebens, hier war der Vorleser im schwarzen Rock und der weißen Hemdenbrust als Stil am Platze. Heut aber drängt es ein erwachtes Geschlecht fort zur elementaren Schau der Dinge, und damit ist ein anderer Stil für den Dichtervortrag notwendig geworden. Den Weg zur Jugend dürfen inskünftig nur geistige Gestalter finden, die diesem Zeitenumbruch vorbildlich dienen.

Wir wollen, daß unsere Knaben und Jünglinge mit den Dichterwerken nicht mehr durch einsame Zimmerlektüre oder durch den gesellschaftsmäßigen Saalvortrag bekannt werden, in der Gemeinschaft ihres Kreises sollen sie die Dichtung draußen unter freiem Himmel angesichts der ewigen Natur erleben. Ein Weiheplatz ist dafür zu wählen, wie er dem Inhalt des vorzutragenden Werkes entspricht, eine Waldlichtung, der Burghof einer alten Ruine, ein Berggipfel, eine ragende Felswand mit dem Blick in die fernste Weite hin, ein Abhang am rauschenden Strom, und wie es immer sonst geboten erscheint. Der Dichter kommt zu der Jungschar als Wanderer, denn das ist das Wesen seines Geistes, und er geht auch wieder in die unendliche Einsamkeit hin, aus der er gekommen ist. Wer diesen Willen zur Weihe nicht in sich trägt, der ist gar nicht würdig, auch nur drei Worte an die Jugend zu richten.

Wir dienen einer neuen Zeit und brechen drum hart mit den liberalen Stilformen der Vergangenheit. An erster Stelle gilt unser Kampf dem Roman, wir fordern paradox einen German dafür, und das ist die Saga. Sollten wir so verrottet in uns sein, daß wir nicht den Aufschwung in uns besitzen, mit Dingen zu brechen, die uns feindlich sind? Der Roman ist nun einmal die liberale Form des einsamen Zimmerlesens, er muß fallen, um der epischen Form des neuen Gemeinschaftsgeistes zu weichen, wir nennen sie mit der Verpflichtung an unser nordisches Wesen eben Saga. Hier in enger Fühlung mit der Jugend einen neuen Erzählerstil zu schaffen, ist eine Aufgabe der Dichter und Schriftsteller.

An zweiter Stelle fordern wir die Pflege der chorischen Dichtung, denn hier erfährt das Gemeinschaftsgefühl seine tiefste Formung, von hier beginnt der zielsicherste Sucherweg zum Mythos hin.

Die vollendetste Form wird aber immer das Spiel sein, weil es die Gemeinschaft aus der Sphäre der Schau in den Bereich der Tat hinführt. Nur aus der Jugend heraus können wir den Bühnenschlendrian der liberalen Vergangenheit aus unseren Schauspielhäusern entfernen. Es sind heldische oder mythische Stoffe, deren Gestaltung hier gefordert ist.

So denken wir uns das Zusammenwirken von Dichter und Jugend. Wir bitten die badische Gebietsführung allen Dichtern mit dem Zeichen der Berufung an der Stirn Gelegenheit zu geben, die Jugend auf den Weg des ewigen Deutschtums zu führen.

Max Dufner-Greif.

Das neue Theater

Warum die badische Jugend mit der „Passion" vorstieß

Wir veröffentlichen im Nachfolgenden einige grundsätzliche Ausführungen des Bannschulungsleiters des Jungvolkes, Pg. Keinath, der kürzlich durch die von ihm geleitete Aufführung der „Deutschen Passion 1933" von R. Euringer hervorgetreten ist.

Stehenbleiben bedeutet rückwärts schreiten. Rückgang bedeutet Auflösung und Zerfall, das Ende ist Chaos.

Die Zeit der deutschen Klassiker bildete den Schlußpunkt eines unerhört kulturellen und materiellen Aufschwungs des deutschen Volkes.

Anstatt nun auf der damals erreichten Höhe sofort weiter zu bauen, trat — infolge der Sättigung eines altgewordenen Bürgertums — das folgenschwere Stabilisieren eines geistig-kulturellen Zustandes ein, dem eine wirtschaftliche Erstarrung folgte. Die ewig vorwärtsstürmende, nach neuer Gestaltung drängende Jugend wurde von der unproduktiven, vorsichtigen bürgerlichen „Weisheit" des Alters unter Kuratell gestellt, vergewaltigt und zu einem unkämpferischen, abwägenden Dasein erzogen.

Die Folgen traten in der Nachkriegszeit verheerend zutage. Während einerseits der gesund gebliebene Teil des Volkes vergebens auf kulturelle Neuschöpfungen wartete und in seinem Kulturwollen stets auf die Klassiker zurückgreifen mußte, erlebten wir auf der anderen Seite das Experimentieren einer völlig entwurzelten, artfremden Intellektuellen-Schicht. Infolge des Fehlens jeglicher inneren Antriebskraft und einer lediglich auf Effekt und Geschäft eingestellten „Weltanschauung" tobte sich die Produktion der tonangebenden Asphalt-Literaten, -Maler und -Komponisten in blut- und geistverwirrender Form aus. Geistreicheleien und erotischer Nervenkitzel bildeten den schlechten „Ersatz" für seelischen Kraftquell und völkischen Aufbau. — Impressionismus, Expressionismus, Futurismus waren die Schlagworte für sogenannte Kunstrichtungen, mit denen man den Sinn des (ein-) „gebildeten" Bürgers umnebelte. **Wie verlogen und konstruiert** alle **diese Ausdrucksformen der** „modernen Kunstschaffenden" war, beweist die Tatsache, daß es keiner einzigen dieser Stilarten gelungen ist, auch nur auf die Dauer weniger Jahre der Umwelt ihren Stempel aufzudrücken.

Hand in Hand mit dem Zerfall der geistigen Werte schritt — wie immer — die Auflösung unserer materiellen Güter. Bolschewismus — Kulturbolschewismus — Weg ins Chaos.

Das Jahr 1933 brachte mit dem Siege des Nationalsozialismus eine Reinigung der kulturellen wie materiellen Atmosphäre.

Das Primat des verantwortungs- und tatenlosen Händlergeistes eines stehengebliebenen Bürgertums ist durch das der kämpferischen, idealistischen Jugend abgelöst worden. Und diese Jugend schickt sich nun an, auf allen Gebieten vorzustoßen, und sie wird den Weg frei machen für eine völlige Neugestaltung nicht nur unseres wirtschaftlichen, sondern auch kulturellen Lebens. Sie wird den Kunststil des Dritten Reiches schaffen, der dem kommenden Aufbau Wegweiser und Fundament sein wird.

Nur aus einem gesunden Empfinden heraus kann sich ein gesunder Geist entwickeln.

Wenn das rassisch bedingte Empfinden nicht vollkommen mit dem sich hieraus ergebenden geistigen Gestalten die Waage hält, ist Kultur in unserem Sinne sinnlos, verwirrend und damit zersetzend.

Jeder wahrhaft Kunstschaffende kann nur dann schöpferisch tätig sein, wenn er so gestaltet, wie es ihn die Zeit empfinden läßt, in der er lebt. Das taten die alten Meister zu ihrer Zeit, und sie wurden dadurch unsterblich.

Wir achten sie und sind stolz auf unser Volk, das so geniale Schöpfer hervorgebracht hat.

Wir leben aber heute, und wir müssen es unter allen Umständen als Rückschritt betrachten, wenn wir in der Genialität der alten Meister die **Erfüllung** unseres Kulturschaffens sehen wollten.

Wir wollen weiterbauen! Wir wollen den Ausdruck unserer Zeit künstlerisch gestaltet sehen und uns nur in Feierstunden an der Größe der Vergangenheit unseres Volkes erbauen.

Es ist deshalb eine vollkommen bewußte Linie darin zu erblicken, wenn die deutsche Jugend nun mit aller Kraft und mit allen Mitteln gerade die ehrlich ringenden Künstler zur Entfaltung anspornt, deren Schaffen sich von vornherein mit einem tiefen Erlebnis nationalsozialistischer Weltanschauung deckt.

Die sogenannten künstlerischen Neuerscheinungen der letzten Jahre sind größtenteils infolge ihrer Distanzlosigkeit zum Zeitgeschehen als Konjunkturprodukte zu werten. Leider! Sie sind es, die wegweisend erscheinen, in Wirklichkeit aber nur in eine neue Sackgasse führen und uns eine neue Flut von Kitsch, Sentimentalität und falsch empfundenem Nationalsozialismus bescherten.

Die deutsche Jugend aber — erhärtet durch die Ereignisse der letzten Jahre —, wach und klar geblieben in ihrem gesunden Empfinden, lehnt mit eiserner Konsequenz alles ab, was nicht durch innere Ueberzeugung, Klarheit, Kraft und Selbstvertrauen ihrem Wesenskern entspricht.

Aus diesem Grunde ist klar zu erkennen, warum das deutsche Jungvolk in der Hitlerjugend am 15. Februar mit einem Werk des jungen Dichters Richard Euringer an die Oeffentlichkeit trat.

Keinath.

Im Grenzlandlager

Wir wohnten in der Jugendherberge auf der Burg. Eine Burg, hoch über der Stadt auf steilem Fels erbaut, mit dunklen Gängen, die ins Endlose zu führen scheinen, um plötzlich in einem lichten Turmbau zu enden, mit Gewölben, in die man irgendwie geriet, durch die man, einem fernen Lichtschein nachgehend, sich hindurchtastete, um auf den wohlbekannten Burghof hinauszutreten, eine Burg mit schwergefügten, klotzigen Rundtürmen, die das gotische Tor zwischen sich fast erdrücken, und einem schlanken Eckturm, auf den wir allmorgenlich die Fahne aufzogen, um der Stadt drunten unsere Anwesenheit kundzutun.

Wir waren gekommen um einmal im Land draußen zu lernen, durch Anschauung und eigenes Erfragen uns ein Bild zu schaffen von einer der wichtigsten deutschen Grenzlandschaften: dem Kreise Monschau in der Eifel.

Zwei Staaten, nicht zwei Völker trennt die neue Grenze zwischen Deutschland und Belgien voneinander. Deutsche sitzen hüben und drüben, in Eupen und Malmedy ebenso wie in Monschau und Aachen. Wohl durchläuft die deutsch-französische Sprachgrenze den Kreis Malmedy. Aber die zehntausend Wallonen, die dort wohnen, bekennen sich trotz ihrer belgischen Staatszugehörigkeit zur deutschen Kultur und gehören somit zur deutschen Nation.

Aber nicht genug damit, daß eine in ihrer Mehrzahl deutschsprachige Bevölkerung vom Vaterland losgelöst und einheitliche Wirtschaftsgebiete zerschnitten wurden, auch die Bahn, die von Aachen kommend, auf das Venn hinaufführt mußte belgisch werden, da sie bald deutsches, bald belgisches Gebiet durchfährt. Dort, wo die Gegend unbesiedelt ist, ließ man die Grenze bis an die Bahn herankommen. Wo aber westlich der Bahn Dörfer liegen, blieb das Land deutsch soweit die Dorfgemarkung reicht, so daß diese Dörfer nun als deutsche Exklaven zwischen belgischem Staatsgebiet und belgischer Bahn eingekeilt liegen.

Da nun die Bahn belgisch geworden war, forderte Deutschland die nach Aachen führenden Straßen, um wenigstens eine eigene, direkte Verbindung zwischen diesem abgelegenen Gebiet und dessen eigentlichen Kultur und Wirtschaftszentrum Aachen zu haben. Dies wurde bewilligt. Und nun führt heute die deutsche Straße durch belgisches Gebiet, die belgische Bahn durch deutsches, ein Schmugglerparadies ist geschaffen.

Wie so manches andere, haben wir auch diese irrsinnigen Grenzverhältnissen dem Versailler Vertrag zu verdanken. Und warum? Weil der weit nach Deutschland hineinreichende, von Südwesten nach Nordosten vorstoßende breite Höhenrücken des hohen Venns die geeignete Operationsbasis für einen Angriff auf deutsches Land bietet. Wer auf der Höhe sitzt, ist strategisch immer besser daran. Wer den höchsten Punkt des Venns, die Botrange, innehat, ist Herr der Situation, denn er kann das Aachener Industriegebiet mit seinem Geschützfeuer bestreichen. Nur darum mußte das Venn belgisch werden. Französisch aber ist die Idee. Denn Belgien selbst war 1926 bereit gegen eine bestimmte Summe abzutreten, was ihm kein allzu willkommener Besitz war — die Kreise Eupen-Malmedy. Frankreich jedoch wußte diese Rückgabe zu verhindern.

Wir sind in diesem Grenzgebiet gewandert. Ein eigenartiges, scharf ausgeprägtes Stück deutscher Landschaft bot sich uns dar.

Weit dehnen sich die Heide- und Moorflächen auf dem leicht gewellten Hochplateau des Venns, ab und zu stehen ein paar vom Westwind krummgebogene und zerzauste Kiefern dunkel inmitten des wogenden fahlgelben Grases, in dem die herbstlich roten Blätter der Heidelbeerstanden leuchten.

Ganz oben auf den Höhen liegen die Dörfer. Weithin ist der Kirchturm sichtbar, nicht aber das einzelne Bauernhaus. Das liegt versteckt hinter Buchenhecken, die das Dach überragen und Schutz bieten gegen die Stürme, die das Venn überbrausen. Bisweilen sind die Dorfstraßen richtiggehend eingesäumt von diesen **hohen, goldbraunen Hecken und erst wenn man** um die Hecke herumgeht, entdeckt man plötzlich dahinter die blitzsauberen, weißgetünchten Häuser mit dunklem Fachwerk und tief heruntergezogenem Strohdach.

Die Dörfer sind groß. Viele der Einwohner werden durch die Aachener Industrie beschäftigt. Vor 70 Jahren aber gab es hier eine ausgedehnte Heimindustrie, die Tuchmacherei, die ihr Zentrum in Monschau hatte.

Monschau, die Kreisstadt, liegt unten im tiefeingeschnittenen Tal der Roer, zu Füßen der Burg. Als eine kleine Söldner- und Händlersiedlung war es im 13. Jahrhundert von den Burgherren gegründet worden. Im 17. Jahrhundert, als die Burg zerfiel, wuchs die Stadt heran zum Sitz einer bedeutenden Tuchindustrie, deren Träger einzelne weitblickende, unternehmungsfreudige Männer waren. Im Verlauf weniger Jahrzehnte entstanden prächtige Barockhäuser und Kirchen, Ausdruck des Reichtums der Stadt. Weit nach Rußland hinein reichten die Handelsbeziehungen Monschaus; bis man in der Zeit des modernen Verkehrs seine Lage als eine für die Industrie ungünstige erkannte. Die Fabriken wurden stillgelegt und damit erstarb auch die Heimindustrie auf den Dörfern ringsum. Monschau ist heute eine kleine, reizende alte Stadt, die sehr auf Fremdenverkehr angewiesen ist, und deren Besuch überaus lohnend ist, denn die Stadt und das Land ringsum gehören mit zum schönsten, was Deutschland zu bieten vermag.

Unser Bild vom westlichen Grenzland aber wäre unvollständig gewesen, hätten wir nicht auch die Stadt kennen gelernt, in deren kulturellen und wirtschaftlichen Einflußbereich unser Gebiet gehört: Aachen.

Aachen, Vorposten deutscher Kultur im Westen des Reiches, umschlossen von Holland und Belgien, Mittelpunkt eines großen Industriegebietes, Badestadt, — und Hüter ältester deutscher Kunstschätze. In seinem Herzen steht die Pfalzkapelle Karls des Großen, die Krönungsstätte der meisten deutschen Könige. Einst als Zentralbau angelegt, war sie Sinnbild für die Macht des Reiches, die sich hier sammelte, von hier wieder ausstrahlte. Im 14. Jahrhundert fügte man dem karolingischen Bau einen hochgotischen Chor an, der eigentlich nur aus Fenstern besteht, die, gehalten von emporstrebenden Pfeilern, einen hohen lichten Raum umschließen. Auch dies Ausdruck einer Zeit, aber einer Zeit, die voll Unruhe war, in der die Macht des Reiches zerfiel, der Mensch im Religiösen seinen Mittelpunkt fand und sehnsuchtsvoll über sich hinausstrebte.

Zwei ganz verschiedene Raumgefühle, Ausdruck zweier verschiedener Zeiten und Menschen, Sammlung und Sehnsucht, hier wurden sie zu höchster Vollendung gestaltet, vollwertig, stolz, selbstbewußt, mit unerhörter Freiheit nebeneinander gestellt, miteinander verbunden.

Dies war der letzte große Eindruck unserer Fahrt. Eine Stunde später saßen wir wieder im Zug, müde, still und nachdenklich über das, was wir hier im Westen geschaut und erlebt hatten.

Das war uns klar geworden: deutsch ist auch dieser Grenzraum, nicht zuletzt auf Grund seiner volklichen Zusammensetzung und seiner territorial- und wirtschaftsgeschichtlich begründeten und landschaftlich bedingten Gebundenheit nach Osten hin, obgleich fremde Mächte gern das Gegenteil behaupten möchten. Und als deutscher Grenzraum braucht er mehr als jede andere deutsche Landschaft unser Interesse. Nicht allein um seiner Schönheit willen, sondern weil die Menschen dort mit uns im Zusammenhang stehen müssen. Denn hier im Westen treffen sich die Ausstrahlungen des westlichen Kulturkreises mit denen unserer deutschen Kultur und die stärkere, selbstbewußtere und wachsamere Kraft wird den Kampf gewinnen.

Nora Gäng.